

# Die Neue Welt

Nr. 33

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1897

## Das Alte Stürzt.

Sonett. Von Hans Klimke.

Mit jenem Glanze, der dem Süden eigen,  
Entleigt der Mond der Wolken Silberwagen  
Und läßt vor mir begrab'ner Zeiten Sagen  
Aus alten Tempelresten aufwärts steigen.

O Fremdling, komm! Laß dir Vergang'nes zeigen!  
Hier siehst du angebroch'ne Säulen ragen,  
Die den Verfall mit stolzer Würde tragen;  
Um sie wand sich des Opferlanzes Reigen.

Gewalt'ge Herrscher saßen auf dem Throne,  
Sie wäbten sich an ihrer Götter Stelle;  
Auf trotz'ge Macht kam der Verfall zum Lohne.

Begraben unter marmornem Gerölle,  
Liegt da im Staube eine gold'ne Krone,  
Die einst gestrahlt auf dunklen Saares Welle.

## Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Festsbruders. Von F. Niebeck.  
(Fortsetzung.)

Seiner unverzeihlichen Unwahrheit würde ich mich schuldig machen, wenn ich die Last unter der Dornhecke als angenehm bezeichnen wollte. Dornröschen hat jedenfalls bequemer und auch weniger feucht gelegen, sonst wäre das liebliche Kind in kurzer Zeit elend umgekommen, und der prinzliche Mitter hätte es nimmermehr wachlaffen können. Ich hätte viel lieber auf meinem Strohsack daheim in der Bodenkammer gelegen, doch ich fühlte mich gezwungen, ein gutes Weilschen in der schauerhaften Lage auszuhalten. Hände und Gesicht schmerzten von den Stacheln, die mir bei dem jähen Unterschlupf in die Haut gefahren waren, und bei jeder Bewegung des Körpers hatte ich das Empfinden, als drängen mir immer neue Giftstacheln in's Fleisch. Und dennoch empfand ich es als höchste Wonne, daß es mir gelungen war, meinen Feinden zu entkommen. Ich lebte der festen Hoffnung, daß sie mich nicht auffinden würden, denn sie konnten ja nicht wissen, daß ich am Gartenzaun entlang gelaufen war, sondern sie mußten annehmen, ich sei in die Stadt geflüchtet. Trotzdem traute ich dem Frieden nicht recht und zog es vor, nicht so bald meine Schutzhöhle zu verlassen. Wie leicht konnten sie irgendwo auf mich lauern, und dann hatte ich durch eigene Schuld mein Glück verloren!

Meine närrische Seele vertrieb sich die Zeit, indem sie allerlei närrische Betrachtungen anstellte, wahnwitzige Gedanken spann und ebensolche Entschlüsse faßte. Zunächst bestand für mich nicht der leiseste Zweifel, daß das ganze Unglück eine Strafe vom lieben Gott war. Ich hätte nicht mit heidnischen

Empfindungen an der Kirche vorbeieilen, sondern eintreten und ein Stündlein der heiligen Gottesmutter dienen sollen; dann wäre mir sicher das langersehnte Sonntagsglück zu Theil geworden. Wie dringend hatte ich nach den schweren Anstrengungen der Woche eines Ruhetages bedurft. Und nun war ich am Tage des Herrn halbtodt gehegt worden und lag da mit erschlafften Gliedern und zerschundenem, dorngepicktem Leibe, wie ein abgesehener Sünder in der Vorhölle. Dabei mußte ich dem Himmel tausendfach Dank sagen, daß die Strafe nicht unsäglich schlimmer ausgefallen war.

Wieder hatte ich den klarsten Beweis, daß Gott die Schicksale der Menschen lenkte, das Gute belohnte und das Böse bestrafte; doch zugleich hatte er mich erkennen lassen, daß seine Güte und Gnade groß sind, und daß ich noch nicht zu jenen Verwerflichen gehörte, von denen er sein Antlitz abwendet. Er hatte mich für meine Sünde sozleich bestrast, und so durfte ich nicht befürchten, noch im Jenseits Rechenschaft ablegen zu müssen. Das war ein Vortheil und ein ganz netter Trost.

Bei aller Streberschaft nach der Heiligenkrone war ich bei Tage ein eingewurzelttes Weltkind, und so wurden die Seelenheilsgedanken, die ich auf meinem Schmerzenslager unter dem Dornbusche spann, bald überwuchert von Betrachtungen über mein irdisches Heil. Den breitesten Raum in meiner Gedankenwelt nahm der Schuster ein. Im Geiste sah ich, wie er suchend umherirrte, in der rührenden Absicht, mir das Geld wiederzugeben, das ich ihm gepumpt hatte, und mich zum Abendessen einzuladen, wie es vereinbart worden war; ich sah, wie er sich grämte, daß er mich nirgends fand, hörte, wie er fluchte und mich einen trenlosen Menschen schalt. . . Aber ach! ich wußte trotzallem nicht, wo ich ihn finden konnte. Wie gern hätte ich ihn noch am

späten Abend aufgesucht, denn auch mir lag viel daran, daß ich zu meinem Gelde kam, waren doch anderthalb Mark für meine Begriffe ein kleines Vermögen. Ich wollte ja sparen und viel Geld sammeln; zunächst bedurfte ich jedoch eines neuen Anzuges, neuer Stiefel und eines neuen Hutes; schon sah ich so zerlumpt aus, daß ich mich beinahe schämen mußte, Sonntags auf der Straße zu gehen.

Auch gerieth ich unter dem Strauch auf den Einfall, daß es hohe Zeit sei, wieder an meine Unsterblichkeit zu denken. Mein Erstlingswerk „Das vertauschte Kind“, harrte noch der Vollendung, und schon war mir im Laufe der Tage eine ganze Anzahl neuer Gedichtstoffe in den Sinn gekommen, von denen mir vornehmlich zwei als großartig erschienen: „Die Hermannsschlacht“ und „Die Sage von den sieben Galgen“. Ich war entschlossen, berühmt zu werden und die ganze Welt in Erstaunen zu setzen; ich wollte der Menschheit zeigen, daß auch ein armer Tischlergefell ein großer Dichter werden könne, wie Friedrich Schiller einer war, und ich wollte die Leute zwingen, mich auf der Straße voll Ehrfurcht zu grüßen und mir bewundernd nachzuschauen. Als ein Jüngling von schneller That begann ich, ungeachtet meines Jammerzustandes, mit allen Kräften zu dichten, und bevor eine halbe Stunde verrann, lagen mir die ersten Strophen der „Hermannsschlacht“ fix und fertig im Kopfe; sie waren schön und herrlich, wie aus Erz gegossen, und glöckenhell klangen die Reime. Namentlich die dritte Strophe war ausgezeichnet gelungen, und ich deklamirte sie unzählige Male still vor mich hin, um keine Silbe zu vergessen:

„Heil'ges deutsches Vaterland,  
Ich will Dich beschirmen,  
Daß keines fremden Ritters Hand  
Dich soll mit Macht erschürmen.“

Der Wohlklang dieser Verse berührte mich fast, und ich trug ein sehuliches Verlangen, den ganzen Gedichtaufsatz zu Papier zu bringen, damit auch das Auge des Genusses theilhaft werden konnte. Das bewog mich, lange vor Eintritt der Dunkelheit aus meinem Versteck hervorzutreten. Ich war jedoch so vorsichtig, den Kopf zunächst ganz behutsam über den Grabenrand zu erheben und nach meinen Verfolgern auszuspähen, und erst, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß keine Menschen in der Nähe weilten, kroch ich eine Strecke weit im Graben dahin, um dann an einem Felddrainage entlang dem Fußpfade zuzustreben. Sicher fühlte ich mich erst, als ich die Stadt erreicht hatte.

Im Schutz einer kühlen Mauer unterzog ich meine Persönlichkeit einer Untersuchung und fand, daß ich ausfah, wie ein gefolterter Märtyrer. Die Hände waren wund und angeschwollen; ich fühlte, daß eine Menge ganz feiner Stacheln in der Haut steckten. Einige davon ließen sich mit den Fingernägeln herausziehen; andere, die nur für die Nadelspitze erreichbar waren, mußten darin stecken bleiben. Auch im Gesicht und an anderen Körperteilen sahen die spitzen Dingerchen, und bei der leisesten Bewegung des Kopfes fühlte ich im Nacken ein brennendes Stechen. Doch was sind solche kleinliche Schmerzen gegen die seligen Hochgefühle eines schaffenden Dichters! Nur schnell nach Hause, schnell zu Tinte, Feder und Papier! Eine große Geistes that soll vollbracht werden!

In der Werkstatt — welche liebliche Kühle! Eine Temperatur, wie geschaffen zum Dichten! Ich rüde den Ofenschimmel an die Hobelbank, hole das Schreibzeug herbei, nehme einen sauberen Briefbogen aus der Schublade und setze mich nieder. Mir ist so weihvoll, so freudig zu Muthe, und ich weiß meine Schaffenslust kaum zu zügeln. Der Meister ist nicht ausgegangen; er hat Besuch erhalten, denn ich höre, wie im Nebenzimmer leis gesprochen wird. Was geht es mich an, was Ihr redet! Wegen mir braucht Ihr eure Worte nicht zu dämpfen; ich beschäftige mich jetzt mit größeren Dingen — ich spinne Gedanken, die unvergänglich sind.

#### „Die Hermannschlacht.“

Hermann, Deutschlands größter Held  
Betete auf seinen Knien . . .

So weit war mein Werk gediehen, als der Meister die Thür öffnete und den Kopf herausstreckte. Bevor ich ihn richtig gesehen hatte, war er bereits verschwunden. Ohne mich stören zu lassen, schrieb ich weiter:

„Bei Teutoburg auf dem Feld,  
Daß ihm werd' der Sieg verliehen.“

Die Zeile „Bei Teutoburg auf dem Feld“ gefiel mir nicht; sie klappte nicht richtig. Mit feinem Sprachverständnis sagte ich mir, daß der Ton nicht auf der Silbe „to“, sondern auf den Silben „Teu“ und „burg“ liegen müsse. Ich gerieth auf die Abkürzung „Teut'burg“ und verbesserte die Verszeile:

„Dort bei Teut'burg auf dem Feld.“

Das klang schon besser, allein es erschien mir fraglich, ob eine solche Wortkürzung erlaubt sei. Ich hielt sie für erlaubt, fürchtete jedoch, daß unwissende Leser anderer Ansicht sein könnten. Auf alle Fälle war es besser, eine neue Zeile zu dichten, und nach vielem Nachdenken kam mir die geniale Erleuchtung, zu schreiben:

„Auf dem Teutoburger Feld.“

Das klang wunderschön und befriedigte mich so vollkommen, daß mich ein mächtiger Stolz überkam.

„Auf dem Teutoburger Feld,  
Daß ihm werd' der Sieg verliehen.“

Wie poesievoll, wie großartig! Meine dichterische Selbstschätzung wuchs mit jähher Geschwindigkeit zu so fabelhafter Höhe, daß ich im Geiste den großen Schiller als Freund und Kollegen betrachtete.

Wieder ging die Thür auf; der Meister erschien im Rahmen, und mit finsternen Augen schob er Wuthblicke auf mich los. Ueber seine Schulter hinweg lugte neugierig ein weißes Frauengesicht, doch wenige Sekunden nur, dann fuhr es schen und erschrocken zurück und verbarg sich. Ich sah den Meister fragend

an und erwartete irgend eine Aeußerung; er aber schlug abermals die Thür zu, ohne mich anzureden.

Sonderbar! Was hatte ich verbrochen? Wodurch seinen Zorn erregt? Und was hielt ihn ab, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen? Hatte mich vielleicht Jemand auf meiner Flucht über die Felder erkannt und dem Meister Meldung davon erstattet? Sollte vielleicht gar die Frauensperson, die in seinem Kämmerchen weilte, bei der Verrätherlei theilhaftig sein? Mir ward bang und unheimlich zu Sinn. Ich vertiefte mich in meine Dichtung, um Vergessen zu suchen im Reiche der Kunst. . . .

Abermals flog die Thür auf, und diesmal kam der Meister auf mich zugestürzt. Sein Gesicht war von Wuth zertrübt und sein ganzer Körper bebte sichtbar. Ich sprang erschrocken vom Stuhle und wich zurück — ich fürchtete, er wollte mich zermalmen.

„Kerl!“ rief er mit gepreßter vibrierender Stimme und hielt mir beide Fäuste an die Stirn; „Kerl, wenn Sie hier lauschen wollen, bringe ich Sie um! Ich lasse mich von Ihnen nicht belauschen, lieber breche ich Ihnen das Genick!“

Ich dachte an den geheimnißvollen weiblichen Gast und begriff plötzlich die Ursache der Aufregung. Heilig und ehrlich bethenerte ich, daß ich nicht habe lauschen wollen, sondern gekommen sei, um etwas zu schreiben.

„Ich habe schon viel Gesellen gehabt, aber noch keiner hat mir Sonntags auf dem Halse gelegen, wenn Besuch da war!“ fuhr er ein wenig milder fort. „Wenn Sie schreiben wollen, gehen Sie in Ihre Bodenkammer!“

Ich raffte meine kostbaren Papiere zusammen und wollte mich empfehlen. Da betrachtete er mich von oben bis unten und fragte giftig, ob ich etwa in einem Saufstall gelegen habe. „Sie sehen ja aus, als hätten Sie sich im Schlamm gewälzt! Wissen Sie, wir werden nicht alt werden miteinander. Man muß sich ja schämen, einen solchen Menschen zu haben!“

Ich eilte hinaus und wollte mit meinem Schmerz nach der Bodenkammer flüchten, hatte jedoch vergessen, den Schlüssel mitzunehmen. Da ich mich nicht mehr in die Werkstatt wagte, blieb mir nichts übrig, als wieder ins Freie hinaus zu gehen. Zunächst jedoch stieg ich empor zur Dachterrasse, um dort in Heimlichkeit zu untersuchen, ob ich wirklich so schauerhaft schlammig aussah, wie der Meister behauptet hatte. Ich zog meinen Rock aus und — o Jammer, welcher einen Anblick bot er! Wie schrecklich unsauber muß mein Lager unter dem Brombeerstrauch gewesen sein! Und in solcher Verfassung war ich durch die Stadt gegangen! Jetzt erst fiel mir ein, daß die Leute, denen ich begegnet war, mich mit großen Augen angeschaut hatten, und jetzt erst schämte ich mich in tiefster Seele.

Da ich keine Bürste hatte, fiel die Säuberung meiner Sonntagsgarderobe sehr mangelhaft aus, und ich aus nicht sonderlich nobel, als ich die Straße betrat. Das bewog mich, den wenigen Menschen, denen ich auf meinem Wege nach dem Felde begegnete, so weit wie möglich auszuweichen. Was war ich doch für ein unglückseliger Mensch! Alles, was ich that, gereichte mir zum Unheil. Ich hatte den Sonntag in Frieden mit Gott und der Welt und mir selbst verleben wollen, und nun brach ein Schrecken nach dem anderen über mich los.

Das Furchtbarste war die Drohung des Meisters, mich zu entlassen, weil er sich meiner schäme. Das durfte nicht geschehen! — Ich mußte alle Kräfte aufbieten, um ihn zu versöhnen und zufrieden zu stellen — wenigstens so lange, bis ich mir neue Stiefel und einen neuen Anzug verdient haben würde. Aber wenn mir das nicht gelänge? Wenn er mir schon am nächsten Tage den Laufpaß gäbe? . . . Aber ich hatte ihm doch garnichts Böses gethan? Wie hatte ich wissen können, daß er Sonntags eine Weibsperson — vielleicht seine Braut, oder seine Schwester — in seinem Stübchen bewirthete und nicht gestört sein wollte? Das hätte er mir ja in aller Fremdblichkeit sagen können! Statt dessen schimpfte er mich einen „Kerl“, wollte mir das Genick brechen und behauptete, ich wolle ihn belauschen. . . . Zum Verzweifeln wars, und wenn

ich nicht die erste Pflicht gehabt hätte, der Welt einen großen Dichter zu erhalten — ich glaube, ich wäre in die Ragbath gegangen. . . .

Wohlweislich hütete ich mich, jene Feldgegend aufzusuchen, in der ich am Nachmittage das böse Abenteuer erlebt hatte. An den Zäunen schritt ich dahin, bis ich an den letzten Häusern der Stadt vorbei auf die Chaussee gelangte. Auf ihr ging ich eine kurze Strecke weiter, und da sie zu staubig und zu belebt war, schlug ich einen Seitenfahrweg ein, der in den Wald führte. Die Sonne war im Untergehen und der Wald lag in drohender Finsterniß vor mir. Das schreckte mich nicht, ihn zu betreten; Schlimmeres, als mir schon begegnet war, konnte mir nicht begegnen. Hätte ich nur erst meine „Hermannschlacht“ und meine „Sage von den sieben Galgen“ fertig gehabt und somit meinem Namen die Unsterblichkeit gesichert, dann hätte passieren können, was wollte — selbst vor Räubern und wilden Thieren wäre mir nicht bange gewesen.

Unbekümmert um das graufige Dister, wanderte ich an den schwarzen, himmelhohen Tannen fort. Meine Seele erfüllte sich allmählig mit Lichtgedanken; ich gedachte meines künftigen Ruhmes, ergögte mich an der lieblichen Vorstellung strahlenden Dichterglanzes und wie alsdann der Meister sich grämen und das an mir begangene Unrecht bereuen werde. Und damit die glorreiche Zeit bald kommen sollte, sann ich im Wandern neuen Bewundern nach. Wohin der Weg führte, war mir unbekannt und war mir gleichgültig; ich wollte nur fern sein von der Stadt und den Menschen, und erst, wenn die Nacht ihren schwarzen Mantel über mein zerschundenes und beschandetes Dichterkönigthum breiten würde, wollte ich heimkehren in mein bodenkammerliches Reich.

Als ich so dachtend dahinschritt, erscholl hinter mir lautes Wagengerassel, Hufschlag und Geschrei, und es dauerte nicht lange, so rasfelte eine mit vier Pferden bespannte Feuerspritze an mir vorbei. Diese Begegnung im abendlich-finsternen Tannenwalde berührte mich mit schauerlich-mächtiger Gewalt; ich gedachte der Unglücklichen, deren ganze Dabe vielleicht in Flammen stand, und wie hochherzige Helden erschienen mir die behelmten Männer, die auf dem Spritzenwagen saßen und mit allergrößter Eile der Unheilstätte zustrebten, um in hoher Nächstenliebe retten zu helfen, was etwa noch zu retten war. Ich verdoppelte meine Schritte, in der unbestimmten Erwartung, Augenzeuge eines schrecklichen Naturchauspieles zu werden; zum mindesten hoffte ich, am Ende des Waldes angelangt, den Feuerschein zu sehen. Große Brände zur Nachtzeit waren für mich stets die schrecklich-schönsten und aufregendsten Ereignisse, und wenn ich gedurft hätte, wäre ich schon als Knabe meilenweit gerannt, um einen Hausbrand in nächster Nähe zu schauen und alle die damit verbundenen Schrecknisse über mich ergehen zu lassen.

Schneller, als ich erwartet hatte, lichtete sich der Wald, und auf einmal sah ich am Himmel einen hellrothen Schein. Ich rannte nun, so schnell ich konnte, erreichte bald den Ausgang des Waldes und erkannte, daß das Feuer in der Nähe war. Wenige hundert Schritte vor mir lag das unglückliche Dorf, in dem das entfesselte Element in blinder Zerstörungswuth raste. Die Flammen selbst sah ich nicht; hohe Häuser und Bäume hinderten den Ausblick; nur Funken flogen hoch empor oder schossen wie prächtige Knatterraketen weit über die finstere, mit gespenstischen Lichtreflexen seltsam durchwirkte Landschaft. Ueber der Brandstätte wogte es hellglühend wie von flüssigem Eisen, während höher oben die Rauchsäulen sich zu massigem Gewölk verdichteten, das in den großartigsten Naturfarben beweglich praugte — von der schrecklichsten Gewitterfärbung bis zum sanften Schimmer der Abendröthe und zum reinen Silberschein der stockigen Mittagswölkchen. Das farbige Zueinanderwogen, das einem Niesenkampfe zwischen den Engeln des Lichtes und den Dämonen der Finsterniß glich, mochte das Widerspiel der Flammen sein, die bald in unbändiger Freiheitskraft hoch aufloderten, bald wieder, vom feindlichen Wasserstrahl getroffen, knirschend zusammenstanken, doch nur, um in erneuter Wuth ihr Vernichtungswerk fortzusetzen.

Bis zur Athemlosigkeit rannte ich, um mich so rasch

wie möglich von nächster Nähe aus an der grauenhaften Pracht ergötzen zu können. Ich gelangte in das Dorf, doch je näher ich an das brennende Gebäude kam, desto weniger nahm ich von dem Feuer wahr. Das Haus lag nicht an der Dorfstraße. Von dieser aus führte ein schmaler Fußweg in eine Gartenuildnis; dort auf jenem Wege rannten Leute auf und ab; viele trugen rothgestrichene Löschemeier in den Händen. Auch ich betrat den Gartenpfad, in der Meinung, daß er mich an das Ziel führen werde. Noch hatte ich kein Haus und keine Flammen gesehen, da fühlte ich mich am Arme gepackt und rauh fortgerissen; bald darauf reichte mir ein bärtiger Mann einen Löschemeier und rief mir zu: „Nimmer antreten, antreten! Maulaffen werden hier nicht gebraucht!“ Ich wurde, ohne recht zu wissen, wie mir geschah, vorwärts geschoben und gelangte an ein übel duftendes Jaucheloch, in dem ein paar Männer barsfuß und mit aufgestreiften Hosenbeinen standen und Jauche schöpfen; Andere nahmen ihnen die gefüllten Eimer ab und trugen sie weiter. Ich wurde — ich weiß nicht, von wem — zum Schöpfen kommandirt, und da ich dabei offenbar keine gute Figur machte, zerrte mich einer meiner Mitschöpfer in die Grube, so daß ich bis über die Kniee in die Jauche gerieth und mir die Jauche zu den Stiefelschäften hineinlief. Mir war recht unbehaglich um die Füße, doch das Unglück war nun einmal geschehen, und da es sich um ein Werk der Menschenspflicht handelte, murrte ich nicht, sondern schöpfte so rüstig, wie ich konnte. Wenn nur meine beiden Nachbarn nicht so rücksichtslos gewesen wären! Ich glaube, es geschah aus tödlicher Absicht, daß sie mich einige Male von oben bis unten begossen. Sie bedankten mich zwar und meinten, ich müsse mich besser vorsehen und nicht in den Weg treten, wenn sie die vollen Eimer an das Ufer reichten; ihr schadenfrohes Gelächter aber besagte mir mehr als genug. Um mich zu versöhnen, bot mir Einer seine Schnapsflasche. Mir grante, denn die Flasche sah ekelhaft schmutzig aus; doch ich wollte den Mann nicht beleidigen, und so that ich, als nähme ich einen Schluck. Darauf sagte der andere Mann, Jever, der mittrinke, müsse eine halbe Flasche zum Besten geben. Das war eine Botenschaft, die mir nicht gefiel, und ich stellte mich, als verstehe ich den Sinn seiner Worte nicht. Allein er mahnte mich bald deutlicher an meine Pflicht; der andere Schöpfer stimmte ihm bei, und auch die Leute am Ufer verlangten stürmisch, daß ich Branntwein holen lasse. Ich entschloß mich nun, zehn Pfennige zu opfern, hatte aber nur ein Fünzigpfennigstück in der Tasche; der übrige Theil des Wochenlohnes lag zu Hause im Kasten. Auf meine zaghafte Frage, ob mir das Geldstück Jemand wechseln könne, langte ein junger Mensch darnach und sagte lachend: „Gieb nur her, Dicker; wir wollen schon besorgen!“ Er entriß mir das kostbare Besitztum und rannte fort.

Eine kurze Weile später schrie Jemand: „Der Wohlthäter soll hochleben!“ Die Anderen stimmten grählend ein, und unmittelbar darauf, während zwei Flaschen unter der Gesellschaft kreisten, wurden grobe Witze über mich gerissen, die schallendes Gelächter erregten, mich aber mit Scham und stiller Wuth erfüllten.

„Einmal mittrinken darf er!“ rief ein widerlich aussehender Mensch mit erheuchelter Freundlichkeit. „Wer paßt auf, daß ihm die Flasche nicht im Munde gefriert!“

„Was braucht der 'ne Flasche! Er hat ja den ganzen Kübel voll Rasses.“

„Alles, was recht ist, Kinder! Er ist der Wohlthäter, und wenn er nichts kriegt, giebt er nichts mehr zum Besten!“

Eine der Flaschen wurde mir zugereicht; ich wies sie zurück und mußte dafür eine neue Fluth von Spottreden über mich ergehen lassen.

Jetzt erhob sich in der Tiefe des Gartens ein heftiger Spektakel, als sei dort eine große Prügellei entstanden. Die Eimerleute ließen von ihrer Arbeit ab und eilten neugierig hinzu. Auch ich verließ den Sumpf und erkannte, einige Schritte vortretend, daß dort eine Spritze stand. Aus dem Wirrwarr des Raufes entnahm ich, daß Jemand durch Unvorsichtigkeit die

Spritze zerstört hatte, so daß sie den Dienst versagte. Mich interessirte die Begebenheit sehr wenig; ich hatte überhaupt genug von der ganzen Löscharbeit, und da die Gelegenheit günstig war, begab ich mich vorsichtig nach der Dorfstraße, und dort angelangt, ergriff ich schleunig die Flucht.

Hinter dem Dorfe setzte ich mich an den Straßenrand, zog die Stiefel aus und entleerte sie ihres feuchten Inhaltes. Die Strümpfe warf ich fort — sie hatten so wie so schon längst ausgeblutet.

Aber mein Anzug . . . ach, mein Anzug! Er war bereits schafel durch und durch, als ich nach Thalungen kam; nach den neuerdings erlebten Strapazen aber durfte ich mit einiger Gewißheit annehmen, daß es Gotteslästerung wäre, ihn noch einmal des Sonntags anzuziehen. . . Wie sollte ich ohne einen Sonntagsstaat auskommen? Hatte mir doch der Meister bereits am Nachmittag gesagt, daß er sich schämen müsse, einen so schmutzigen Menschen bei sich zu haben. . . Ich ängstigte mich vor den kommenden Tagen wie ein fürchtames Kind vor dem heraufziehenden Gewitter. . .

Die Waldstraße, auf der ich heimkehrte, war von Menschen belebt, die nach dem Dorfe rannten, um das Feuer zu sehen. Ich ging ihnen, so gut wie möglich, aus dem Wege, um ihnen nicht den Genuß der frischen Waldluft zu beeinträchtigen, und im Stillen wünschte ich Allen, daß sie nicht zum Schöpfen kommandirt würden. Vom Brande hatte ich während des Schöpfens so gut wie gar nichts gesehen, und jetzt war er mir so uninteressant geworden, daß ich mich nicht nach ihm umschaute.

Hunger empfand ich — fürchtbaren Hunger! Mit gesegnetem Appetit war ich Mittags im „Deutschen Kaiser“ vom Mahle aufgestanden und hatte insgeheim den gefrässigen Schneider verflucht, mich aber im Stillen mit dem Vorjag getröstet, mir am Nachmittag Wurst und Brot zu kaufen. Nun hatte ich mein Taschengeld — den fünften Theil meines Wochenlohnes — auf Schnaps verthan, ohne selbst einen Tropfen davon zu trinken. O, was war ich doch, trotz meines hohen Dichtertums, für ein dummer, unglückseliger Mensch! . . . Und den Schuster hatte ich nicht gefunden! Mein erster Wochenlohn, den ich ihm geliehen, war vielleicht auch verloren. . . Der Wirthin im „Deutschen Kaiser“ war ich noch immer das Geld für den zer Schlagenen Teller schuldig. Diese Schuld mußte ich am nächsten Fleischtage tilgen. . .

Wie herrlich hätte ich zu Abend speisen können, wenn das niederrächtige Feuer nicht gewesen wäre! Nun mußte ich mit gräßlichem Hunger zu Bett gehen, denn der Meister spendete an Sonntagen kein Abendbrot. . . Zwar hatte ich noch Geld zu Hause, aber das wollte ich um keinen Preis angreifen, da ich nothwendig für Kleidung sparen mußte. Außerdem — wo sollte ich mir Abendbrot kaufen? Ich konnte doch in meinem unselig durchwühlten Zustande unmöglich in ein Wirthshaus gehen!

Weinend zog ich heim. Zum Glück war die Werkstatt nicht verschlossen, und zum Glück traf ich mit dem Meister nicht zusammen. Ich nahm den Schlüssel und schlich hinauf in die Kammer. Weinend klazte ich dem himmlischen Heiland auf den Knien meine Qual; weinend legte ich mich ins Bett und sann lange auf Rettung. War das ein Sonntag!

Endlich fand ich einen Rettungsweg. Er war rauh, und mein ganzes Empfinden sträubte sich so heftig dagegen, ihn zu beschreiten, daß ich lieber einen Kampf mit dem leibhaftigen Satan ausgetroffen hätte. Doch es gab keine Wahl, ich mußte meinen Stolz besiegen und — meine Mutter um Hülfe anstehen. . .

Ich mußte zu Grunde gehen ohne Hülfe, und sie war der einzige Mensch auf weiter Erde, an den ich mich wenden konnte. O, gute Mutter!



### Glücklicher Ausgang.

Sie haben nicht Duell gespielt,  
Sie schossen sich ganz gebürlich;  
Nun haben sie nach dem Piren gejuckt,  
Da trafen sie nichts — natürlich.

Ludwig Chau.

## Der Kolportageroman.

Eine literar-historische Studie. Von Pretorius.

**K**olportage-, auch Hintertreppenromane pflegen wir bekanntlich jene literarischen Erzeugnisse zu nennen, die auf Geschmack und Reizung der untersten Volksklassen berechnet sind und fast durchweg auf dem Wege des Hausirhandels vertrieben werden. Das Stoffgebiet aller dieser Romane ist das Reich des Abenteuerlichen, Romantischen, Grausigen; ihre Darstellung stellt die weitgehendsten Anforderungen an Phantasie und Nerven der Leser. Den Gebildeten pflegt diese geistige Kost der unteren Volksschichten nur wenig oder garnicht bekannt zu sein. Höchstens zankt die Hausfrau gelegentlich die Köchin aus, wenn sie über der Lektüre eines jener berüchtigten knallrothen oder schmutzgelben dünnen Groschenhefte den Braten hat anbrennen lassen und droht ihr an, den „Schundroman“ bei der nächsten Gelegenheit ins Feuer zu werfen. Und doch verdient diese Art von Literatur, die für ungezählte Tausende unseres Volkes die einzige Brücke bildet, die sie mit dem Reich des Idealen verbindet, wohl eine eingehende Berücksichtigung aller Derer, die auf die Hebung des geistigen Niveaus unseres Volkes auf literarischem Gebiete bedacht sind — schon aus dem Grunde, um endlich einmal klar zu erkennen, warum die Versuche, Liebe und Verständnis für edlere Richtungen der Literatur unter das Volk zu tragen, bisher fast ausnahmslos erfolglos geblieben sind.

Der Kolportageroman ist keinesfalls, wie man vielfach annimmt, ein Erzeugniß der jüngsten Zeit, wenn auch keine andere eine so rege Produktion entfaltet und sein Stoffgebiet so mannigfach erweitert hat. Wir haben in ihm einen der letzten Ausläufer der romantischen Periode in der deutschen Literatur zu erblicken. Die deutsche Romantik hatte, wie sie aus den Kreisen der Gebildeten hervorgegangen war, so auch unter diesen lange Zeit ihr ausschließliches Publikum gefunden. Die Schmach der politischen Zerrissenheit und der bürokratischen Bevormundung Deutschlands, und der Ekel vor dem nüchternen Nationalismus, der die Zeit beherrschte, konnte nur unter Dänen, deren feineres Empfinden sie die ganze Ohnmacht und poesielose Denkungsart der Zeit fühlen ließ, den Wunsch erwecken, in die Herrlichkeit der deutschen Vergangenheit zu flüchten und sich von ihrem Zauberhauch umwehen zu lassen. Der breiten Masse des Volkes blieben die Klassiker der Romantik fremd; nur die lärmenden Kriegsfanfaren, mit denen ein Theil der späteren romantischen Dichter zum Kampfe gegen den gewaltigen Korsen aufrief, riefen in seiner Brust ein Echo wach. Von den bekannteren sonstigen Romantikern sind nur Hauff, Callot-Doffmann — Letzterer freilich ausschließlich durch das nervös erregende, stofflich packende Moment in seiner Dichtung — und einige wenige Andere in ein näheres Verhältnis zum Volke getreten, dagegen ist aus den Reihen der anerkannten Häupter der Romantik fast nichts in die breite Volksmasse gedrungen. Was sollte ihr auch die mythisch-romantische Weltanschauung eines Novalis, die von der Poesie eine gänzliche Neugestaltung des Lebens in Staat, Kunst und Kirche erwartete? Und mußte nicht jene romantische Ironie, wie sie namentlich in der Dichtung Tiecks ihr Wesen treibt, die den Leser absichtlich herausfühlen läßt, daß der Autor mit seinen Gestalten nur ein geistreiches Spiel treibt, ohne selbst an sie zu glauben, dem Volke von vorneherein fremd und unverständlich erscheinen? Auch widerstrebte die subjektive Willkür, mit der gerade mehrere der talentvollsten Romantiker, wie Arnim und Brentano, den Stoff gestalteten und mit der sie keine einheitliche Stimmung aufkommen ließen, sondern die eine durch die andere zerstörten, dem naiven Empfinden des Volkes gänzlich.

Dagegen hatte die Romantik zwei andere Elemente in die deutsche Dichtung eingeführt, die gerade in den unteren Volksschichten verwandte Saiten zum Anklingen bringen mußten: das Dämonische und Gespenshafte und das Ritter- und Räuberleben.

Den ersten Anstoß zur Pflege des Ritterromans gab freilich nicht die Romantik, sondern

er war schon früher von anderer Seite ausgegangen, und zwar von keiner epischen Dichtung, sondern von einem Drama, dem Götz von Berlichingen des jungen Goethe. Doch war es Schriftstellern der Romantik vorbehalten, das von Goethe nur einmal und gelegentlich betretene Gebiet weiter zu kultivieren und auf seinem Boden ein selbstständiges Roman-genre zu schaffen. Ihre Abstammung von dem Goetheschen und einer Reihe anderer Ritterdramen, wie von denen des Grafen Töring und Franz Maria Babos, haben die populären Ritterromane nie verleugnen können: die dialogisierte Fassung vieler Szenen weist deutlich auf dramatische Vorbilder hin. In ihrer Sprache herrscht ein hohles Pathos und die bombastische Phrase vor. Die Gestalten, von denen manche, wie die engelreine, von ihrem rohen Gatten mißhandelte Schloßfrau und der biedere Waldbruder, unverkennbar gleichfalls aus der Ritterdramatik stammen, sind durchweg typisch. Allen diesen Ritterromanen wohnt eine platte, hausbackene Moral inne: hatte sich der Bösewicht in neunundzwanzig Kapiteln in allen erdenklichen Lastern und Greuelthaten ausgelebt, so verfiel er im dreißigsten der fürchterlichen Strafe der rächenden Gottheit, und die gekränkte Unschuld wurde in feierlichem Aufzuge aus dem untersten Burgverließ ins Tageslicht geführt, um sich an der Leiche des Mordlosen vor dem versammelten Romanpersonal und dem Leser in längerer, wohlmemorierter Rede zu verabschieden, die gemeinlich eine Variante der schönen Schlussworte aus Don Juan war:

„Lasterglück schießt schnell wie Rauch,  
Wie man lebt, so stirbt man auch!“

Die ersten Ritterromane suchten lediglich durch die grobstofflichen Reize der Handlung, durch eine Fülle erregender Begebenheiten und Abenteuer das Interesse des Lesers wach zu erhalten; wenn sie einer Tendenz Ausdruck verliehen, so war es nur das Streben, das Walten eines gerechten und ausgleichenden Gottes darzutun. In den späteren Romanen tritt dagegen mehr und mehr eine demokratisch-revolutionäre Tendenz unverkennbar hervor. Sie sind aus dem dumpfen, mühsam verhaltenen Groll des Volkes über die freche Günstlings- und Maitressenwirtschaft der Zeit, über die schamlose Ausbeutung und Auszehrung aller Volkskräfte heraus geschaffen, wie er in Schuberts „Fürstengruft“ und Schillers „Kabale und Liebe“ in flammenden Worten zu uns spricht. Manche von diesen Romanen sind trotz ihrer mittelalterlichen Einlebung treue Spiegelbilder der sozialen Zustände in den deutschen Fürstenthümern aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. In ihnen suchte und fand das Volk, was es nicht offen anzusprechen wagen durfte — seinen schneidenden Ingrimm über das unwürdige despotische Regiment, sein inständiges Sehnen und Hoffen auf bessere Zeiten, auf Freiheit und allgemeine Menschenrechte.

Noch unverkennbarer und krasser tritt eine revolutionäre Tendenz in einer größeren Anzahl der Räuberromane zu Tage, die von den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts an mit den Ritterromanen in ernstliche Konkurrenz um die Gunst des Publikums traten. Während freilich die letzteren in einer ferneren Vergangenheit spielten, waren Ort und Zeit der Räuberromane zumeist der Gegenwart entnommen und dadurch der Kontrast zwischen dem Hebeimuth und der Frivolität der Fürsten und Adligen und den Leiden der unteren Klasse um so wirksamer herausgearbeitet. Wie für den Ritterroman, so bildet auch für den Räuberroman den Ausgangspunkt ein Jugenddrama eines unserer klassischen Autoren, nämlich Schillers Räuber, doch waren es wieder romantische Schriftsteller, die aus einer gelegentlichen Anregung heraus ein neues Spezialgenre des deutschen Romans schufen. Mit den Schillerschen Räubern hat eine Reihe von Räuberromanen in der Erfindung das gemein, daß ein edler und hochstrebender Geist durch harte Schicksalsschläge und Intriguen aller Art aus seiner Laufbahn herausgerissen und in eine gewaltsame Kampfesstellung zur bürgerlichen Welt gedrängt wird. Bald genug überwog freilich das Interesse an der bloßen Darstellung ungläublicher Abenteuer, ungeheurerlicher

Gräulichkeiten und wunderbarer Rettungen jegliche Tendenz. Die späteren Räuberromane bilden nur eine Kette von allen möglichen plump aneinandergereihten bluttriefenden Begebenheiten, die zumeist mit einem furchtbaren Strafgericht über den Missethäter enden. Die größte Beliebtheit unter den Räuberromanen dieser Epoche genoß der in vielen Auflagen verbreitete Vulpianische „Rinaldo Rinaldini“, der auch der heutigen Generation wenigstens noch dem Namen nach bekannt ist. In dem Vulpianischen wie in den weitaus meisten anderen Räuberromanen kommt auch die fade, thränenfelige Sentimentalität und Naturschwärmerei der Zeit reichlich zu Worte: neben der Darstellung graufiger Mordthaten stehen sentimentale Landschaftsschilderungen und breite weiche Fremdschafts-, Liebes- und Nährszenen.

Auch für den Gespensterroman hat man nach einem Ausgangspunkt in der deutschen klassischen Dichtung gesucht und einen solchen mehrfach in dem 1789 erschienenen Schillerschen „Geisterseher“ zu finden vermeint. Doch stammt bereits aus den 70er Jahren eine größere Anzahl von phantastischen Erzählungen, die ihre Vorwürfe dem Reiche des Geistes, Ungeheuerlichen entnehmen; auch bieten die Verfasser von mehreren der früheren Ritter- und Räuberromane einen stattlichen Apparat von Geister- und Gespenstererscheinungen auf, zumal wenn es gilt, vor dem letzten Kapitel den Bösewicht durch die fürchterlichsten Halluzinationen und Visionen auf sein kommendes letztes Stündlein gehörig vorzubereiten. Die Gespensterromane halten sich nicht wie die beiden anderen genannten Roman-Kategorien im Bereich einer bestimmten Gesellschaftsklasse, sondern entnehmen ihre Vorwürfe dem Leben aller Volksklassen und Stände; auch scheinen sie nicht an eine bestimmte Zeit gebunden.

Während den Räuber- und namentlich den Rittergeschichten nur eine kurze Blüthezeit beschieden war — namentlich erwies sich nach dem beispiellosen Erfolg der Scottischen Romane in Deutschland die Nachahmung des großen Schotten für die Romanfabrikanten erfolgreicher als eine weitere Pflege des Ritterromans —, hat der Gespensterroman bis in unsere Zeit hinein wenig von seiner Anziehungskraft auf das große Publikum verloren. Noch heute ist in einem großen Theile unseres Volkes, zumal unter der Landbevölkerung, der Glaube an das „Dineinragen einer Geisterwelt in die unsere“ wach und lebendig; jeder Versuch, dem unerschütterlichen Glauben des Volkes an die Möglichkeit eines sinnlichen Verkehrs mit Geistern und Gespenstern neue Nahrung zuzuführen, wird ein großes und dankbares Publikum finden, besonders wenn er sich in das Gewand einer spannenden Erzählung kleidet. Der alte, aus der heidnischen poetischen Naturbetrachtung hervorgegangene Geister- und Dämonenglaube war in unserem Volke nie völlig erloschen. Zwar hatte ihn das Christenthum zurückgedrängt, aber es hatte doch nicht verhindern können, daß so manche Gestalt der alten heidnischen Naturreligion unter leiser Veränderung ihres ursprünglichen Charakters und unter Anpassung an den christlichen Vorstellungskreis im Volk weiter lebte. Im sechzehnten Jahrhundert hatte der Teufelsglaube der Reformation, in der Folgezeit der aus ihm hervorgegangene schenliche Hexenwahn dem Geister- und Wunderglauben des Volkes kräftigen Vorschub geleistet. Wie sehr endlich das achtzehnte Jahrhundert trotz aller Freigeisterei und Aufklärung, die sich ja nur auf die oberen Stände beschränkte, mit seinem Mysticismus und Occultismus, seinen geheimen Orden und Gesellschaften, seinen Rosenkreuzern und Illuminaten auf eine Verstärkung des Wunderglaubens im Volke hinwirken mußte, liegt nahe. So fand denn die Romantik in ihrem Streben, die geheimsten schlummernden Kräfte der Volksseele in ihren Dienst zu stellen und die Bilder und Gestalten der deutschen Vorzeit zu neuem poetischen Leben zu erwecken, einen wohl vorbereiteten Boden vor. Namentlich mit der 1790—1799 erfolgten Herausgabe der Zeit Weberschen „Sagen der Vorzeit“, die das Signal da u gab, alle im Volksmunde lebenden Märchen, Geister- und Wundergeschichten zu sammeln, war das Interesse an der Welt des Uebernatürlichen

und Wunderbaren in die weitesten Kreise gedungen. Stimmungen und Vorstellungen, die man im deutschen Volksgemüthe längst erloschen geglaubt hatte, wurden mit der Wiederbelebung der alten deutschen Märchen- und Sagenwelt wieder lebendig. Mit der Auffrischung der alten Spuk- und Gespenstergeschichten ging die Entstehung neuer Hand in Hand: um jede verlassene Ruine, jedes einsame Haus, jedes unheimliche und düstere Landschaftsbild woben die mannigfachen abergläubischen Vorstellungen ihre unsichtbaren Fäden.

Welcher Art die geistigen Bedürfnisse der mittleren und unteren Klassen unseres Volkes um die Mitte der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts waren, hat Wilhelm Hauff in seiner Skizze: „Die Bücher und die Lesewelt“ in höchst ergöglicher und launiger Weise geschildert. Der Verfasser hat sich zu einem in seinem Beruf grau gewordenen Leihbibliothekar begeben, schaut sich das bunte Treiben in der Leihbibliothek an und läßt sich von dem kundigen Alten Vortrag über die literarische Lieblingskost des Publikums halten. Noch immer sind Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten die vielbegehrtesten Artikel, während die Klassiker, Herder, Jean Paul usw., in steter, ungestörter Ruhe auf ihrem Bücherbrett verharren. Daneben wird freilich auch schon Walter Scotts als eines der vielgelesenen Autoren gedacht. Von den Büchern, die die größte Anziehungskraft auf das Publikum ausübten, mögen einige, deren Namen schon ihren Charakter zur Genüge erkennen lassen, an dieser Stelle genannt werden: „Der Geist Erichs von Sickingen und seine Erlösung“, „Der Blutschlag“, „Die schwarzen Ruinen oder Das unterirdische Gefängnis“, „Das Geisterschloß“, „Die Auferstehung im Todtengewölbe“, „Das feurige Rache Schwert“ usw. usw. Liebhaber von derartigen Titeln, die mit ihrer Fülle von grotesken Bildern und in endlos ausgepönten Zusätzen und Nebentiteln oft genug das ganze Programm des zugehörigen Romans entrollen, finden bei der Lektüre von Leihbibliothek-Katalogen aus dem letzten Viertel des vorigen und der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vollauf ihre Rechnung.

Noch ein anderes Hauffsches Werk verdient als charakteristisch für eine oben besprochene Strömung in der damaligen populären Unterhaltungsliteratur genannt zu werden: „Die Mittheilungen aus den Memoiren des Satans“. Der Verfasser schildert darin am Schluß des ersten Theiles auf gleich launige Art wie in der eben aufgeführten Skizze die unheilvollen Wirkungen, die die anschließliche Lektüre von Ritterromanen auf ein jugendliches Gymnasiastengemüth ausübt. Auch von den dort erwähnten Ritterromanen mögen einige zur äußeren Kennzeichnung dieses Genres geeignete Titel hier folgen: „Der alte Ueberall und Nirgend“, „Adolph der Kühne, Raubgraf von Dassel“, „Die Fahrten Thiodolfs, des Isländers“.

Im Obigen ist die gesammte niedere volkstümliche Unterhaltungsliteratur vom letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts an unter dem Kollektivnamen „Kolportageliteratur“ zusammengefaßt worden, obwohl wir von einem Viertel der literarischen Produkte der gedachten Epochen auf dem Wege des Hausirhandels nichts wissen. Trotzdem sind wir zur Anwendung dieses Namens berechtigt, da wir mit dem Ausdruck Kolportageroman stets vornehmlich den Begriff eines ausdrücklichen auf einen rohen und ungebildeten Geschmack berechneten, plump aufgebauten, an Qual- und Schauerzügen überreichen literarischen Produkts verbinden. Die Art des Vertriebs derartiger Erzeugnisse steht erst in zweiter Reihe. Die nahe Verwandtschaft der Kolportageromane des vorigen Jahrhunderts mit jenen der Gegenwart ist unverkennbar: sie geht schon aus dem oberflächlichen Vergleich der Titel und in noch höherem Grade der Kapitelüberschriften in den früheren mit den heutigen Kolportageromanen hervor.

Wenn oben bemerkt ist, daß der Kolportageroman im Anschluß an die romantische Bewegung im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts entstanden ist, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß das Volk in der früheren Zeit eine derartige scharf gewürzte literarische Kost entbehrte. Nur wurde



Berstörte Träume. Nach dem Gemälde von Franz Guillery.

## Sin Lump.

Von E. Zimmermann-Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

ihm diese Kost in weit kleineren und magereren Portionen zuertheilt: sie bestand vornehmlich aus jenen zwei oder vier, selten mehr Seiten enthaltenden „Flug-“ oder „fliegenden Blättern“, die von neuen, erregenden Begebenheiten aller Art — von furchtbaren Mordthaten, schrecklichen Geisteserscheinungen, greßen Kriegsschreden und staunenswerthen Naturereignissen — berichteten. In nächster Verwandtschaft stehen diese „fliegenden Blätter“ zu jenen bedruckten Papierfetzen, die die Musikanten von „Mordthaten“ an Jahrmärkten und Kirchweihagen um einige Knopfermünzen feilbieten, und die zumeist die detaillirte Schilderung der letzten Mordthat neben einigen furchterlichen, darauf verbrochenen Versen enthalten. Erst mit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts wurde jedoch dem Volke Gelegenheit geboten, seinen Heißhunger nach der Darstellung von unerhörten, wunderlichen und grausigen Vorgängen durch die Lektüre größerer, breit ausgeführter literarischer Produkte zu stillen. Und mit dem schnell erwachten allgemeinen Interesse des Volkes an der neuen Richtung in der Literatur nahm auch die Produktion für den literarischen Markt solche Dimensionen an, daß die bloße Aufzählung der Titel dicke Bände füllen würde.

Die Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten beherrschten das Gebiet der deutschen Hinterrepenlitteratur fast ausschließlich bis zur Mitte unseres Jahrhunderts. Von dieser Zeit an wird das Stoffgebiet der Kolportageromane durch das Umsichgreifen deutscher und ausländischer literarischer Einflüsse bedeutend reicher und mannigfacher. Der Ritterroman tritt von den fünfziger Jahren an fast gänzlich in den Hintergrund, doch läßt noch eine größere Anzahl der „historischen“ Romane dieser Zeit nach Aufbau und Charakteristik der handelnden Personen eine bedenkliche Verwandtschaft mit den alten Rittergeschichten erkennen. Unter den fremdländischen Autoren haben namentlich zwei den deutschen Kolportageroman entscheidend beeinflusst: Alexander Dumas und Eugen Sue. Der Erstere namentlich durch seinen noch heute viel gelesenen und in unzähligen Ausgaben verbreiteten „Grafen von Monte Christo“, der Zweite besonders durch seine „Geheimnisse von Paris“ und den „Ewigen Juden“. Dem Dumaschen Roman verdankt eine stattliche Anzahl von Abenteuergeschichten ihr freilich zumeist nur recht kurzes Leben: Der Graf von Monte Christo ist der Stammvater aller jener heldenhaften Abenteuer in der Hintertreppenlitteratur, deren Blick kein Mädchenherz und deren Klinge kein Mannesarm Stand zu halten vermag, die an allen europäischen Fürsten- und Königshöfen unter allen erdenklichen Namen und Verkleidungen ihr Wesen treiben, die Millionen gewinnen und verlieren und nach einem an märchenhaften Abenteuern überreichen Leben endlich in den Hafen der Ehe mit einer Herzogin oder Prinzessin einlaufen. Eugen Sues Romane, die an Erfolg die Dumaschen auch in Deutschland noch übertrafen, waren die Vorläufer der Kriminalromane in der deutschen Kolportagelitteratur: sie eröffneten den auf den sensationlistischen Geschmack des Publikums spekulirenden Romanfabrikanten in der Darstellung der Verbrecherwelt ein ganz neues, dankbares Gebiet. Wie groß und nachhaltig Sues Einfluß, namentlich der seines bekanntesten Werkes, der „Geheimnisse von Paris“, auf die deutsche Kolportagelitteratur war, erhellt am besten daraus, daß in diese mehrere der Sueschen Charaktere einfach herübergenommen und in ihr typisch geworden sind. Namentlich gilt dies von der Fleur de Marie aus Sues Geheimnissen: man kann keinen der deutschen Kolportageromane, die ihren Vorwurf der Verbrecherwelt entnehmen, aufschlagen, ohne der schönen, tugendhaften Jungfrau zu begegnen, die unter dem Auswurf der Menschheit herangewachsen ist und doch wie ein gültiger Engel unter ihrer verworrenen Umgebung schaltet und waltet.

(Schluß folgt.)

### Fortschritt.

Einst in roherer Zeit, da warf der Krieger den Säbel in die Waage des Rechts, wenn er das Lösegeld wog. Jetzt den Geldsack legt auf die Waage der Arämer und wiegt Dem Säbel die Rechtsgewalt zu — das ist die feinere Zeit.

Fälschung — ein furchterliches Wort, und ich kämpfte einen entsetzlichen Kampf; aber als ich meinen Bruder dann kommen sah, den sonst frischen, lebensprühenden Mann, müde und matt wie ein Greis, da sagte ich mir: „Geholken muß werden; genug ist an einem, und dir — dir hilft schließlich — eine barmherzige Kugel!“

„Wir wollen jetzt Deine Angelegenheit regeln,“ sagte ich ihm ruhig, als er nach eingeholter Erlaubniß bei mir eintrat.

Er sah mich an, als hätte er in mir einen Berrückten vor sich.

„Ich spreche ganz ernsthaft und vernünftig,“ setzte ich darum hinzu und fragte darauf: „Wer sind die Herren, die zugegen waren, als Du dem Engländer Dein Ehrenwort gabst? Wer war anwesend, als Du im Spiel verlorst?“

Mein Bruder nannte drei Offiziere der Garnison, uns zwar nicht befreundete Herren, mit denen wir aber auch nicht in Feindschaft lebten, und noch zwei Zivilisten, die Söhne reicher Grundstücksbesitzer.

Ich ersuchte ihn, sämtliche Herren noch am selben Tage, aber möglichst bald, zu mir zu führen unter der Angabe, daß ihre Anwesenheit aufs Dringendste bei der Regelung jener Spielangelegenheit nöthig wäre.

Binnen drei Stunden waren die Herren sämtlich bei mir. Sie hatten alle ziemliche Summen an den Engländer verloren, und jedenfalls trieb sie die Hoffnung zu mir, über den angeblichen Engländer etwas zu erfahren, etwas, das auch ihnen von Nutzen sein könnte.

Nun, vorläufig wurden sie enttäuscht.

„Sie waren zugegen, meine Herren, als mein Bruder an den Engländer eine sehr hohe Summe verpielte?“ fragte ich, als mein Bruder uns verlassen hatte. Die fünf Herren bejahten.

„Und wenn ich Ihnen sage, daß nicht mein Bruder, sondern daß ich an jenem Abend der Spieler war, ich mein Ehrenwort gab?“

Alle gaben Zeichen des Erstaunens.

„Lassen Sie uns offen sprechen,“ sagte ich darum. „Sie wissen jedenfalls schon, was heute geschehen ist, daß ich mit meiner Carrière fertig bin. Das wissen Sie vielleicht aber noch nicht, daß mir und meinem Bruder es unmöglich ist, achttausend Thaler aufzutreiben, und daß ihm daher nichts Anderes übrig bleiben wird, als sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn nicht in anderer Weise Rath geschafft wird.“

Ich will Rath schaffen; ich sage, es ist nicht nöthig, daß zwei Offiziere zu Grunde gehen; an einem ist vollkommen genug, und nun frage ich nochmals: hätten Sie noch Grund, zu behaupten, daß nicht ich, sondern daß mein Bruder der Verlierer war?“

„Aber die Handschrift —“, sagte Einer, „man hat zwar nicht gesehen, daß Ihr Herr Bruder eine solche anstellte, aber der Lord sprach davon.“

„Wenn es sein muß: Die Handschrift meines Bruders ist von mir gefälscht! . . . Einen Meineid brauchen Sie deswegen nicht zu leisten, meine Herren; denn der Herr wird sich hüten, mit dem Dokument vor Gericht zu gehen. Alles, was ich von Ihnen verlange, ist nur, daß Sie zu meinen Angaben und denen, die etwa mein Bruder machen müßte, schweigen, und daß Sie, falls es nöthig werden sollte, dieselben auch einmal unterstützen.“

Ich frage Sie in ernster Stunde: Wollen Sie das thun? Wollen Sie Ihr Ehrenwort geben, also zu handeln?“

Man einigte sich mit mir; wir fertigten ein Protokoll an, in dem sich die Fünf schriftlich bei ihrer Ehre verpflichteten, und übergaben dasselbe dann meinem Bruder.

Der wollte es anfangs nicht annehmen, was ich ihm bot; nach längerer Weigerung sah er aber doch ein, daß es das Beste sein würde, so zu verfahren. Wir riefen ihm übrigens, sofort einen längeren Urlaub zu nehmen, den er mit der Sorge

um das Gut wohl begründen konnte, und in der Garnison würde man sein Verhalten angesichts meines Falles auch begreiflich finden.

Die Herren haben ihr Wort redlich gehalten.

Mein Bruder bekam seinen Urlaub und nach einiger Zeit einen ehrenvollen Abschied. Trotz meines Falles realirte sich sein Heirathplan, und es war ihm vergönnt, das Gut in die Höhe zu bringen.

Ich — ich wanderte auf lange Zeit auf die Festung. Der Engländer ging zwar nicht vor Gericht, auch wurde er bald darauf entlarvt; aber so viel hatte er doch zu Wege gebracht, daß ich allgemein als Ehrenwortbrüchiger und als Fälscher galt. Ich habe das mit dem Bewußtsein meiner Unschuld getragen.“

Hier endete der Alte, und ich rief den Wirth und bestellte noch einige Flaschen Bier und auf Verlangen meines Gastes einige große Nordhäuser und ein kleines Besper.

„Aber das Gefängniß?“ fragte ich ihn, als wir wieder allein saßen. „Ja, das Gefängniß.“ antwortete er mir, „das kommt noch; meine Geschichte ist noch nicht zu Ende.“

Wir saßen und tranken und hingen dabei Jeder seinen eigenen Gedanken nach, bis der Alte endlich seinen Teller von sich schob und sich anschickte, weiter zu erzählen.

„Als ich meine Festungshaft abgemacht hatte,“ begann er von Neuem, „war das Erste, zu meinem Bruder zu gehen. Wo sollte ich sonst auch hin; schienen mir doch alle Wege verschlossen.“

Aus der Erbschaftsregelung her hatte ich ja Geld, besaß einige Tausend Thaler; aber ich, der ehemalige Offizier, was sollte ich damit anfangen! Ich muß sagen, mein Bruder empfing mich gut und bis zu seinem Tode hat er mich gut gehalten; er hat mir den Dienst, den ich ihm erwiesen, nie vergessen.

Ich wohnte bei ihm, wurde sein Verwalter. Ich lebte auch wieder auf, etwas von dem früheren florentinischen Offizier stellte sich bei mir ein, und gar oft sind wir zusammen ins nächste Städtchen oder auch in die Hauptstadt gefahren und haben dort gelebt und getobt wie früher.

Besser für mich wäre es allerdings gewesen, wir hätten das nicht gemacht, sondern ich hätte mich mit meinem kleinen Kapital irgendwo hinbegeben, wo mich Niemand kannte und wo ich hätte ein neues Leben beginnen können. Vielleicht wäre das auch für meinen Bruder besser gewesen.

Natürlich kannte man mich noch in der Hauptstadt, und so konnte es nicht ausbleiben, daß es zu unliebsamen Szenen kam und schließlich auch einmal zu einem ernstlichen Zusammenstoß.

Wir waren eines Tages wieder in die Hauptstadt gefahren, hatten uns recht vergnügt gemacht, und schon wollten wir uns am Abend auf den Heimweg begeben, als mein Bruder vorschlug, ein bekanntes und von den besten Kreisen frequentirtes Weinrestaurant noch aufzusuchen.

Wir traten ein, ließen uns an einem Tischchen in der Nähe der Thür nieder, und dabei bemerkte ich nicht, daß an einem Nebentische Jemand saß, der mich kannte, und der dazu noch ein intimer Freund meines früheren Rittmeisters war.

Als ich seiner ansichtig wurde und eben meinen Bruder bitten wollte, einen anderen Platz aufzusuchen, da war es schon zu spät, unser Gegenüber war brüsk aufgestanden und rief laut dem Kellner zu: „Kellner, machen Sie mir einen anderen Tisch frei!“

Mein Bruder stellte den Mann zur Rede, und als der die Dreistigkeit hatte, laut zu bemerken, man könnte doch nicht gut von ihm verlangen, daß er neben einem Fälscher sitzen sollte, da sprang ich auf und schlug ihm mit der Reigerte ins Gesicht.

Seine Zeugen sandte mir mein Gegner indessen nicht; ich war ja nicht satisfaktionsfähig; aber er ließ mich vor Gericht zitiren.

Das setzte neue Demüthigungen, rührte die alten Geschichten von Neuem auf, und da, junger Herr, da hab' ich's allmählig gelernt, das Trinken, Trinken bis zur Leiwüstklosigkeit.

Mein Bruder suchte wieder gut zu machen; er

wollte mich zerstreuen und arrangirte Jagden, Vergnügungen und Gesellschaften, auf denen ich nicht der Gefahr ausgesetzt war, beleidigt zu werden; aber bei dieser Jagd nach Vergnügungen litt die Verwirthschaftung des Gutes. Nun wurde ich zum Gewicht an seinem Fuße, das ihn hinabziehen mußte, unfehlbar hinabziehen.

Allerdings war auch mein Bruder schon von Haus aus nicht besonders wirthschaftlich veranlagt; aber ich meine doch, daß Alles anders gekommen wäre, wäre ich nicht bei ihm gewesen.

So waren die vierzigtausend Thaler, die meine Schwägerin in das Gut mitgebracht hatte, bald verwirthschaftet, verwirthschaftet wurde auch mein kleines Kapital, soweit es noch vorhanden war, und es ging reißend bergab.

Ich allerdings bekümmerte mich noch weniger um die Wirthschaft als mein Bruder; ich wollte vergessen alle Schwach und Unbill, die ich erfahren hatte, wollte vergessen um jeden Preis; aber daß es sehr schlecht stand, das merkte ich doch an den Abholzungen, die mein Bruder in dem schönen Gärtenbestande des Gutes vornehmen ließ. Noch jetzt sind die Spuren jener wüsten Forstwirthschaft nicht ganz verschwunden.

Endlich konnte ich's nicht länger mit ansehen; ich sprach mit meinem Bruder über die Sache, und da er sah, daß es sehr schlimm stand, schlimmer vielleicht, als ich gedacht hatte. Nicht, daß er etwas offenbarte, bewahre, aber seine halben Andeutungen sagten genug.

„Es wird schon wieder werden,“ tröstete er sich selbst, oder versuchte er sich zu trösten, „die Ernte — —“

Ja, wenn die Ernte nur so glänzend zu werden versprochen hätte, aber das war nicht der Fall; höchstens konnte es eine sehr mäßige Mittelernte werden.

Die Zeit verging; es kam die Ernte heran, und trotz meines Zustandes bemerkte ich doch, daß mein Bruder immer gedrückter einherging. Er war stets in Gedanken, gab auf Fragen verkehrte Antworten, ordnete zuweilen etwas ganz Unsinnes an, so daß die Leute ihn ganz verblüfft anstarrten: es war klar, er brütete über irgend einem Plane.

Daß er die Feuerversicherung ganz bedeutend erhöhte, das hätte Anlaß zu Vermuthungen geben können, wenn solch ein Gedanke auch im Entferntesten Jemand gekommen wäre, und am allerwenigsten kam er mir. — —

Es war Ende September; da kam ich spät in einer Nacht nach Hause. Ich war bei einem uns befreundeten Gutbesitzer gewesen und hatte mit ihm bis nach Mitternacht zusammen gefessen.

Die Nacht war stürmisch und regnerisch, zudem war es für die Jahreszeit sehr kalt, und darum fiel es mir auf, als ich im Schlafzimmer meines Bruders noch Licht bemerkte.

Leise trat ich bei ihm ein, und erschrocken fuhr er zusammen. „Ach, Du — — Du,“ stammelte er dann, und suchte mit Gewalt seiner Erregung Herr zu werden, ohne daß ihm das gelang. Neben sich auf dem Tische hatte er eine Laterne stehen; er war völlig angekleidet, selbst die Mütze hatte er noch auf dem Kopfe.

„Na, wo bist Du denn noch gewesen?“ fragte ich ihn in ziemlich jovialer Weise; denn ich hatte gut gegessen und getrunken.

„Ich — — ich,“ antwortete er und wurde bleich und begann zu zittern, „wo soll ich gewesen sein? Ich bin nirgends gewesen; ich dachte nur . . . ich wollte . . . die Laterne steht noch vom Abend her auf dem Tische.“

Ich legte seiner Erregung keine große Bedeutung weiter bei, hielt sie für die gewöhnliche, wie er sie sonst gezeigt hatte, und nachdem ich noch versucht, ihn aufzuheitern und ihn auf andere Gedanken zu bringen, begab ich mich auf mein Zimmer und versiel bald in tiefen Schlaf.

Eine gute Stunde später wurde ich durch laute Feuerrufe geweckt; die große Scheune stand in vollen Flammen.

In Hast eilte ich hinunter auf den Hof, auf dem die Leute und auch mein Bruder kopflos durch-

einanderraunten. An ein Retten der brennenden Scheune war nicht zu denken; es galt nur, die anderen gefährdeten Gebäude zu sichern. Schnell sammelte ich die Anwesenden um mich, ließ alle Knechte und Mägde wecken, auch die Tagelöhner nebst Frauen herbeiholen, die in ihren Rathen einige hundert Schritte entfernt wohnten.

Das ziegelgedeckte und massiv gebaute Wohnhaus war nicht gefährdet; aber sehr ausgefetzt waren die beiden kleineren Scheunen und der Pferdestall.

Zur Vorsicht ließ ich die sich wild bäumenden Pferde aus dem Stalle führen, die Wagen aus der Remise auf einen entfernteren Theil des Hofes ziehen, und auf die gefährdeten Gebäude posirte ich alle vorhandenen Knechte und auch einige Mägde, die die Strohdächer reichlich mit Wasser begießen mußten. Alles übrige trug eifrig Wasser zu und reichte es den auf den Dächern Posirten dar.

Wir arbeiteten bis zum Morgen, dann entließ ich die Leute auf ein paar Stunden zur Ruhe, da nichts mehr zu befürchten war. Nur zwei Knechte blieben auf der Brandstelle zurück.

Von der großen Scheune war auch nichts übrig geblieben, Gebäude und alle aufgelagerten Borräthe, Alles war ein Haub der Flammen geworden.

So lange das entseffelte Element gewüthet hatte, hatte Alles der Sicherung und Rettung gelten müssen; vor dem Denken an diese hatte alle andere Hirnthätigkeit zurücktreten müssen; nun aber das Feuer gelöscht und nichts mehr zu besorgen war, tauchte naturgemäß in Jedem gebieterisch die Frage auf: Wie ist das Feuer entstanden?

Auch von mir nahm der Gedanke nach dem Entstehen des Brandes ganz und gar Besitz, und in seinem Gefolge erschien eine angstvolle, blasse Gestalt, die ich in der Nacht gesehen hatte, eine Gestalt, völlig angekleidet, die Mütze auf dem Kopfe und eine Laterne neben sich, die bei meiner harmlosen Frage: „Na, wo bist Du denn noch gewesen?“ jäh zusammen gefahren war und vergebens ihre hochgradige Verwirrung zu verbergen gesucht hatte, — die Gestalt meines Bruders! Ich widerstrebte mit aller Macht diesem, wie ich es nannte — unwürdigen Verdacht; aber immer mehr und mehr gewann er an Bestimmtheit, wenn ich an das Benehmen meines Bruders während des Brandes dachte.

Leichenblau und an allen Gliedern zitternd war er umhergelaufen, hatte sich um nichts bekümmert, hatte kaum sprechen können. Einen Wassereimer griff er an, ließ ihn dann wieder fallen und lief an eine andere Stelle; einmal hatte er gethan, als wollte er sich in die brennende Scheune stürzen, so daß ich einem Knecht zurufen mußte, er sollte ihn zurückhalten — —

Dazu kam dann noch die Erhöhung der Feuerversicherung, seine Gedankenlosigkeit, sein unständes Wesen vor dem Brande — —

Ich erschrak, als der Gedanke in mir aufstauete: Wenn das Alles der Untersuchungsrichter wüßte!

Beim Mittagstische fehlte mein Bruder; er hatte sich entschuldigen lassen, er sei krank.

Nach dem Essen ging ich zu ihm in sein Schlafzimmer; er lag im Bette. Und als ich da vor ihm stand und diese angstverzerrten Züge sah, über die dann und wann ein irres Lächeln huschte, da wußte ich's: er war der Brandstifter!

Und daß ich das wußte, darüber war auch er ohne allen Zweifel klar, denn sonst hätte er nicht die Augen vor meinem forschenden Blick abgewendet.

Was sollte nun werden? . . . Mir graute selber, wenn ich an die Entdeckung dachte. . . Dann die Frau, und die Kinder erst, die Kinder, die meine Lieblinge waren, und die auch mich so lieb hatten!

Oder wenn gar ein Unschuldiger in Verdacht kommen, er in Haft genommen, bestraft und ins Gefängniß gesetzt werden sollte!

Zunächst aber mußte mein Bruder um jeden Preis ruhiger werden, mußte er die entseßliche Angst überwinden, durch die er sich selbst verrieth, und so suchte ich ihn denn zu bestimmen, daß er sich möglichst verborgen hielt und ich während der nächsten Tage die Geschäfte leitete.

Darin, daß er vor Schreck krank geworden war, konnte Niemand etwas Auffälliges finden, und es

fiel in der That auch Niemand auf. So groß war das Vertrauen, das der überall wohlbekannte und hochangesehene Gutbesitzer genoß, daß, obwohl zwei Personen — ein Knecht und der Chauffeehauspächter — übereinstimmend bekundeten und dabei auch nur wenig in der Zeitangabe differirten, sie hätten in jener Nacht eine Person mit Licht vom Wohnhause her durch den Garten nach der Scheune gehen sehen und dann nach einiger Zeit wieder von der Scheune zurück in den Garten, wo das Licht erloschen war — daß trotzdem Niemand, auch die Untersuchungsbeamten nicht, an meinen Bruder dachten, obwohl bekannt war, daß er etwa ein Vierteljahr vor dem Brande seine Feuerversicherung und namentlich die Versicherung der abgebrannten Scheune ganz bedeutend erhöht hatte.

Mich hatte man einmal ins Verhör genommen; aber ich konnte mit Leichtigkeit darthun, daß ich an jenem fraglichen Abend noch ein und eine halbe Stunde vor dem Brande bei meinem eine gute Stunde entfernten Freunde gewesen war. —

Vierzehn Tage waren vergangen, es waren schließlich auch vier Wochen hin, aber noch immer hatte die Untersuchung nichts zu Tage gefördert. Einen Knecht hatte man einmal eingezogen, aber nach vier Tagen schon hatte man ihn zu meiner großen Befriedigung wieder laufen lassen müssen.

Mein Bruder, der nach dem Brande schrecklich gedrückt gewesen war, und von dem ich in den ersten Tagen hatte befürchten müssen, er würde einen Selbstmord begehen, war wieder zuverlässiger geworden, und auch ich fing an zu hoffen.

Zwar hatte man, daß wußte ich ganz genau, in den letzten Tagen der vierten Woche von Seiten des Gerichts an einer Stelle Erkundigungen über die Verhältnisse meines Bruders einholen wollen, und das gleich im Anschlusse an eine nochmalige peinliche Untersuchung der Brandstelle, die ein besonders eifriger Kommissar in eigener Person vorgenommen hatte; aber wie gesagt, ich fürchtete nicht gar so viel mehr.

Es war also etwa vier Wochen nach dem Brande und vier bis fünf Tage nach jener zweiten peinlichen Durchsuchung der Brandstelle, mein Bruder war in Geschäften nach der nächsten Stadt gefahren, und ich saß gegen Abend allein in seinem Arbeitszimmer, als jener schon erwähnte Kommissar unter Begleitung von mehreren Beamten vor dem Hause vorfuhr.

Mit nicht gerade angenehmen Gefühlen ging ich ihm entgegen, denn seine aufdringliche Fragerlei, seine mißtrauische Peinlichkeit hatten ihn mir verhaßt gemacht, und recht unwirlich fragte ich ihn: „Nun, was wünschen Sie denn schon wieder?“

„Ihr Herr Bruder zu Haus?“

„Bedauere, er ist in der Stadt.“

Er sah mich scharf an, sagte endlich: „Gut, ich glaube Ihnen. Aber zurückkommen wird er schon noch, und da wollen wir ein wenig auf ihn warten.“

„Aber Herr —“, wollte ich auffahren; doch er schnitt mir jede Bemerkung mit dem Befehl an seine Leute ab: „Sie sorgen dafür, daß Niemand, wer es auch sei, den Hof verläßt; Einer geht nach der Kathe und paßt auf, daß auch die dortigen Insassen dem Wagen nicht entgegengehen oder gar in die Stadt laufen, und Sie, Herr,“ wandte er sich an mich, „Sie muß ich leider auch bitten, nicht von Haus und Hof sich zu entfernen. Auch wäre mir angenehm, wenn Sie die Damen auf meine Anordnungen aufmerksam machen wollten.“

Ich erschrak. Was war vorgegangen? Wie hatte man auf einmal so schwerwiegende Beweise gegen meinen Bruder bekommen, daß man ihn verhaften konnte?

Der Kommissar machte sich's im Arbeitszimmer bequem, ich aber lief aufgeregt durch alle Zimmer. Diese Ungewißheit vor dem drohenden Schlage war schrecklich!

Und dabei verstrich die Zeit so langsam, und mein Bruder wollte und wollte nicht kommen!

Endlich gegen neun Uhr das Rollen eines Wagens. Die Leute, die bisher flüsternd und angstvoll auf dem Hofe zusammengestanden hatten, ohne zu arbeiten, drängten in den Flur hinein, Alle in banger Erwartung der Entscheidung.

Was bedeutete das Alles? Was sollten die vielen Polizeibeamten? Was sollte geschehen?

Diese und ähnliche Fragen las man auf den angstvollen Gesichtern.

Ich stand und laute an den Nägeln und wurde halb ohnmächtig vor Erregung.

Der Wagen hielt, der Kommissar trat in den Flur. „Mein Gott, er wird doch nicht hier?“ dachte ich bei mir.

Mein Bruder trat ein mit von Wein geröthetem Gesicht; als er aber die Beamten sah und die umherstehenden Leute, da wurde er kreidbleich und griff krampfhaft nach der Thür, um nicht zu fallen.

Ich trat rasch an den Beamten: „Herr, machen Sie's um Gottes Willen so unauffällig wie möglich.“ bat ich leise.

Der Kommissar trat rasch auf meinen Bruder zu: „Bitte, wollen Sie mir in das Zimmer folgen!“ Er ergriff meinen Bruder am Arm und zog ihn mit sich fort in sein Arbeitskabinett. „Auch Sie, bitte!“ sagte er, sich zu mir wendend, und auf seinen Wink traten mit uns zwei Kriminalbeamte zu gleicher Zeit ein.

Nachdem die Thür ins Schloß gefallen war, stellte der Kommissar sich dicht vor uns hin, griff in seine Tasche und hielt mir und meinem Bruder eine silberne Zündholzbüchse vor Augen, die wir Beide wohl kannten, denn sie gehörte meinem Bruder und war ein Geschenk von einem Fremden, und indem er uns forschend ansah, fragte er: „Wie erklären Sie es, daß diese stark durch Feuer beschädigte Büchse von mir auf der Brandstelle gefunden werden konnte?“

Mein Bruder wurde aschfahl im Gesicht, fing an zu zittern und fiel auf einen Stuhl.

„Sie gehört Ihnen, Herr . . .?“ fragte noch der Beamte.

Mein Bruder konnte nichts mehr antworten; er brachte nur noch ein krampfhaftes Schluchzen heraus.

„Ich bin leider nun gezwungen, Sie zu verhaften,“ sagte darauf der Kommissar, und mir bedeutete er, daß ich gehen könnte. „Ich thue meine Pflicht,“ setzte er noch hinzu, „aber ich bin bereit, es einzurichten, daß die Fortführung so unauffällig wie möglich vor sich geht. Sie können also Ihre Leute vom Flur und vor dem Hause entfernen.“

Völlig zerschmettert wankte ich hinaus, schritt eilig zur Thür hinaus, um mich von dem Schreck etwas zu erholen, und dann erst trat ich vor die Leute hin, die flüsternd noch immer im Flur standen.

Sie sollten Alle sofort in das Leutehaus auf dem Hofe gehen, sagte ich zu ihnen; sie würden vielleicht noch vernommen werden müssen.

Die Leute gingen, und eine Viertelstunde später fuhren die Beamten mit meinem Bruder davon, der völlig gebrochen schien. —

Die Nachricht, daß mein Bruder verhaftet worden war, mußte sich mit reißender Schnelligkeit verbreitet haben; denn am nächsten Abend schon war sein Schwiegervater, der in der Hauptstadt wohnte, auf unserem Gute.

Der Alte war außer sich; er tobte und fluchte. Erst mit dem Bruder des Schwiegersohnes die Versicherung und nun gar mit dem Herrn Schwiegersohn selber. — Ich ersuchte ihn, doch erst das Weitere abzuwarten, ehe er verurtheilte; es half aber nichts. Der Alte fluchte weiter, die Schwägerin weinte und die Kinder lagen wimmernd in einer Ecke.

Wenn man solchen Jammer sieht, Herr, was soll man machen? Ich lief innerlich zerrissen umher und halbtoll vor Wuth darüber, daß ich nicht helfen konnte. Dabei fing ich an, in unheimlicher Weise zu trinken, trank das Doppelte als sonst und noch mehr, und dabei zermarterte ich immer und immer mein Hirn mit der Frage: „Wie kannst Du helfen?“

Allmählig kam ich auf einen ganz bestimmten Gedankengang. Ich war schon gezeichnet, hatte schon Mehreres auf dem Kerbholz, wenn ich nun auch das noch auf mich nahm?

Die Voruntersuchung war diesem Plane günstig; bis jetzt hatte mein Bruder noch immer hartnäckig geleugnet, und wenn ich nun hintrat und ausfragte, daß ich an jenem Abend doch noch in der Scheune war? Mit Licht in der Scheune? Daß ich aus dem Zimmer meines Bruders, in das ich in meiner Trunkenheit hineingerathen war, und in dem übrigens auch während der Nacht die Schlüssel zu den Scheunen hingen, Laterne und Zündholzbehälter mitgenommen hätte? Daß mir in der Scheune das Licht ausging, ich es neu anzündete und dabei vielleicht achillos das noch brennende Zündholz weggeworfen habe und die Büchse verloren?

Glauben mußte man mir schon, und die Zeit konnte noch immer stimmen; denn den Weg von einer Stunde abgerechnet, blieb noch immer eine gute halbe Stunde, die ich vor dem Brande auf dem Gute gewesen sein mußte. Dann konnten auch einige Arbeiter schließlich bezeugen, daß sie gleich nach Ausbruch des Feuers mich völlig angekleidet hatten auf den Hof stürzen sehen; auffällig und für ein Schuldbewußtsein sprechend konnte auch die sieberhafte Thätigkeit sein, die ich während des Brandes entwickelt hatte, kurz, es war genügend Belastendes vorhanden.

Ich rechnete weiter. Wenn mein Bruder verurtheilt wurde, woran ich übrigens garnicht zweifelte, konnte ihm die Geschichte ein paar Jahre einbringen; er konnte für ehrlos erklärt werden; mit mir dagegen war es etwas Anderes.

Bei mir mußte man eigentlich doch fahrlässige Brandstiftung annehmen, und dazu kamen noch mildernde Umstände in Betracht, denn ich konnte durch Zeugen nachweisen, daß ich sehr stark an dem Abend angetrunken war, daß ich überhaupt sehr stark trank.

Und nur fahrlässige Brandstiftung deshalb, weil ich als Verwalter des Gutes gewissermaßen doch die Pflicht hatte, Abends vor dem Zubettegehen noch einmal die Munde zu machen.

Und ein Betrunkener, nun, der hat doch manchmal eigene Einfälle; kann er da nicht auch mit einer Laterne in die Scheune gehen, um nachzusehen, ob etwa Strolche sich eingeschlichen haben, die nun die Nacht darin zubringen wollen?

Auch war in den letzten Tagen vor dem Brande mehrmals auf dem Gute gestohlen worden, und außerdem konnte ich auch das durch Zeugen nachweisen, daß ich in der Trunkenheit zu Extravaganzen neigte.

Hatte ich doch einmal Nachts um ein Uhr die Viehställe revidirt, hatte die Knechte geweckt und war mit ihnen auf den Kornboden gegangen, wo ich das Korn wollte umschaueln lassen.

Ich redete mich so in meinen Plan hinein, daß ich schließlich bald selber glaubte, ich wäre der Brandstifter gewesen, und eines schönen Tages setzte ich mich auf und fuhr in die Gerichtsstadt.

(Schluß folgt.)

## Aus dem Papierkorb der Zeit.

**Berührte Träume.** (Zu unserem Bilde.) Wie viele sind ihrer nicht, die, sei es als Erfinder, als Komponisten, Maler oder Dichter, dereinst voll froher, kühner Hoffnung zu hohem Flug des Geistes Schwingen regten, um früher oder später aus den ersehnten Himmeln enttäuscht, gebrochen wieder zur Erde, in den Staub des Alltäglichen herabzusinken! Ob es geschah, weil sie das Maß ihrer Kräfte überschätzten, weil ihre Zeit sie nicht verstand, oder weil Haß und Neid sie überall verfolgten und sie in Noth und Elend untergehen ließen, gleichviel, die tiefe Tragik eines solchen Schicksals ist darum die gleiche.

Freilich, auch tausend, abertausend Andere wissen von Enttäuschungen, zerstörten Träumen zu erzählen, und doch scheint mir von Allen Keiner dem Untergang eines Künstlers vergleichbar, weil dessen Kunst sein Leben selbst bedeutet. Das Ende, der erschütternde Zusammenbruch eines solchen Daseins aber ist es, den Franz Quillery uns in seinem phantasievollen Bilde, zerstörte Träume, schildert.

Den jäh zerzausten Lorbeer in der Rechten, sehen wir den Ruhm entseelt am Boden liegen, während andere Traumgestalten, sei es das Glück, die Liebe, in mythischen Ringen sich der finsternen Mächte des Hasses, der Verfolgung, der Noth, des Elends zu erwehren suchen. Und inmitten dieser Phantasiegebilde der gequälten Künstlerseele erblicken wir den Künstler selbst, verzweifelt, hoffnungslos zusammengebrochen über seiner Arbeit.

Es ist mit ihm zu Ende nun, und Alles, Alles aus. Schon hat ein finsterner Gast an seiner Seite Platz genommen; beim matten Schein der Lampe grinst aus hohlen Augen neben ihm der Tod.

Freilich, er wird dem Elend, der Verzweiflung nun ein Ende machen, wird dem Gequälten selbst ein Ritter, ein Erldjer schreiben.

Anderer uns, für die dem Untergange dieses Lebens darum nichts von seiner Grausamkeit genommen wird. Daß dies aber auch nicht die Absicht unseres Malers ist, ersieht man daraus, daß er den Tod nicht etwa als holden Genius, der still des Lebens Fackel auslöscht, sondern als

den finsternen, unerbittlichen Würger schildert, der sein Erbarmen kennt und uns die Tragik jenes Künstlerchicksals in seiner ganzen Tiefe fühlen läßt.

**Schiller und die Kriminalistik.** „Zena in der Ostermesse 1792. F. Schiller“ ist die Vorrede zu einem Werke unterzeichnet, von dem es im Allgemeinen nur Wenigen bekannt ist, daß der Marbacher Dichter ein ganz besonderes Interesse dafür bezeugte.

Es ist die unter dem Titel „Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit“ erschienene Neubearbeitung merkwürdiger Kriminalfälle (causes célèbres et intéressantes) des französischen Rechtsgelehrten François Gouget de Pitaval (v. Pitaval).

Schiller selbst sagt von ihr: „Man findet darin eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche sich an Interesse der Handlung, an künstlerischer Verwickelung und Mannigfaltigkeit der Gegenstände bis zum Roman erheben und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menschen in den verwirrtsten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen und deren Auflösung der Divinationsaufgabe des Lesers eine angenehme Beschäftigung giebt. Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unseren Augen und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Rationationen des geistlichen sowohl als weltlichen Betrug wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verbergen, treten bei solchen Anlässen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele stehen, sichtbar hervor, und so ist der Kriminalrichter im Stande, tiefere Blicke in das Menschenherz zu thun. . . . Dieser wichtige Gewinn für Menschenkenntniß und Menschenbehandlung ist für sich selbst schon erheblich genug, um die'm Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen.“

Diesem Interesse für die Psychologie des Verbrechens und Verbrechers begegnen wir übrigens bereits in einer

früheren Arbeit Schiller's; es ist dies die 1785 im zweiten Heft der Zeitschrift „Thalia“ erschienene Erzählung vom „Verbrecher aus verlorener Ehre“, in der der Lichter den Entwicklungsgang eines unglücklich veranlagten und unter unglücklichen Verhältnissen aufgewachsenen Menschen bis zum unerbittlichen Feind der Gesellschaft gleichsam als nothwendigen darzustellen sucht.

Es ist natürlich ein ganz moderner Zug, der sich in diesem Werke kundgiebt, und doppelt interessant, wenn wir mit ihm den Geist vergleichen, der heute durchgängig noch die Praxis unserer Kriminalisten, unserer Richter und auch Geschworenen, die in Strafsachen zu urtheilen haben, beherrscht.

Allein, so wenig man auch leider annehmen darf, daß dieser rein formalistische Geist der Richtung weichen wird, die heute — in der Theorie wenigstens — eine Verurtheilung des Verbrechers vor Allem nach naturwissenschaftlichen, psychologischen, sozialen Gesichtspunkten verlangt, so sehr können Rechtsfälle, wie die von Schiller herausgegebenen Pitaval'schen doch ein Gutes wirken. Ich meine die Einsicht in die oft unglückliche Unzulänglichkeit der Unterlagen, der Beweisgründe, auf denen sich heute so manches Urtheil aufbaut, das für den tiefer Blickenden, den Psychologen einfach unfaßbar ist. Den Lesern unseres Blattes gegenüber diese Thatfachen noch mit Beispielen zu belegen, habe ich wohl nicht nötig. Und es hätte nach dem Schillerischen gar kein neuer Pitaval herauszukommen brauchen, um darzutun, wie in zahllosen Fällen die angeblich geschlossene Beweisreihe in der That nicht geschlossen war.

Wehr als ein Urtheil unserer Tage — mag es auch mit bestem Wissen und Gewissen abgegeben sein — hat sich nachträglich schon als interessantes Beispiel für eine neue Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle der Gegenwart herausgestellt.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**